

Nationen, kulturelle Identitäten und das europäische Gemeinschaftsprojekt aus kultur- anthropologischer Sicht

Ulrike Krasberg

Zur Einstimmung: Stellen Sie sich für einen Moment die Länder der europäischen Union vor. Welche Nationaleigenschaften – seien es positive oder negative – kommen ihnen in den Kopf, wenn Sie an Franzosen, Engländer, Schweden, Italiener und so weiter denken? Vielleicht fällt Ihnen auch ein, welche Charakteristika uns Deutschen zugesprochen werden: Wir gelten als pünktlich, ordentlich und fleißig (was wir als Kompliment verstehen!), aber humorlos. In Bezug auf die Griechen finden sich in Europa zurzeit Zuschreibungen wie diese: „Die Griechen sind faul, sie schummeln, sie verdienen netto und leben brutto und aktuell liegen sie dem restlichen Europa auf der Tasche“. Mancher mag jetzt im Stillen denken: Ja, das ist schon irgendwie richtig, aber die Griechin oder der Grieche, die ich kenne, sind ganz anders! Woher kommen diese Stereotypen vom Nationalcharakter eines Volks, die auch gerne in den Medien verbreitet werden und die jeder in Europa kennt, die mit den realen in Europa lebenden Menschen aber wenig oder gar nichts zu tun haben? – Wir werden sehen.

Ich habe nun keineswegs vor, Ihnen einen Vortrag über nationale Stereotypen oder die Überwindung von Vorurteilen zu halten. Ich wollte nur darauf hinweisen, dass nationale Typisierungen und kulturelle Vorurteile Teil unserer Sicht auf Europa sind. Und zurzeit sieht es so aus, als wenn diese nationalen Stereotypen auch den Wunsch einzelner europäischer Bevölkerungsgruppen bekräftigen, jenseits ökonomischer Einsichten aus der EU auszutreten und sich in ihre Nationalstaaten zurückzuziehen.

Im Folgenden werde ich zunächst der Frage nachgehen, welche Rolle national-kulturelle Unterschiedlichkeiten der europäischen Staaten im weiteren Zusammenwachsen Europas spielen, genauer: ob diese Unterschiedlichkeit nicht einer von vielen Gründen sein kann für das „Unbehagen an Europa“, das immer wieder in der Öffentlichkeit konstatiert wird. Im weiteren Verlauf meines Vortrags werde ich am Beispiel Griechenlands zeigen wie Nationalstaaten und nationale Identitäten ideologisch konstruiert wurden. Dass ich Griechenland als Beispiel nehme, liegt weniger an der aktuellen politischen Situation in Europa, sondern daran, dass ich mich als Ethnologin seit vielen Jahren mit Griechenland beschäftige.

Unser nationales Zugehörigkeitsgefühl bewirkt, dass wir kulturell Fremdes stärker wahrnehmen als kulturelle Gemeinsamkeiten. Und das wirkt sich auch auf die Beziehungen zwischen den Staaten Europas aus, wo kulturelle Gemeinsamkeiten ja durchaus vorhanden

sind. Die Betonung des Fremden ist eine Voraussetzung zur Wahrnehmung des Eigenen, denn das Eigene wird erst deutlich im Gegenüber des Fremden. Diese Betonung des kulturell Eigenen in Bezug auf den Nationalstaat hat außerdem noch einen ganz pragmatisch-existentialen Aspekt und zwar im Sinne von dazu zu gehören: Jeder Nationalstaat ist eine Ressourcengemeinschaft von wirtschaftlichen und sozialen, aber auch kulturellen und politischen kollektiven Leistungen. Jede Bürgerin und jeder Bürger, die dem Nationalstaat als zugehörig anerkannt werden, hat ein Anrecht darauf von diesen Ressourcen, einen – wenn auch nicht immer gerecht verteilten – Anteil zu bekommen. Dass Fremde, die nach Deutschland kommen, auch unter dem Aspekt gesehen werden, ob sie unberechtigt in die Sozialtöpfe der Gesellschaft langen könnten, ist von daher nicht verwunderlich.¹ Um nun herauszufinden, warum in Europa nationale Unterschiedlichkeiten stärker wahrgenommen werden als Gemeinsamkeiten, werden wir uns jetzt die Entstehungsprozesse von Nationen anschauen.

Heute ist die Menschheit überall auf der Welt in Nationalstaaten aufgeteilt. Jede Nation besitzt ein Territorium mit vermessenen Grenzen und besteht idealerweise aus einem Volk, das eine Sprache spricht und eine gemeinsame vornationale Geschichte hat. Ohne Nationen können wir uns heute ein Leben nicht mehr vorstellen und mit dem Konzept des Nationalstaats können wir gut denken und uns ein Bild von der Welt machen. Obwohl die Nationalstaaten in Europa erst rund 200 Jahre alt sind und damit in der Geschichte ein relativ junges Phänomen, erwecken sie doch den Eindruck als hätte es sie immer schon gegeben. Die Idee von der Nation, als eines vom „Volk als Souverän“ getragenen Staats, drückte sich erstmals in der Französischen Revolution aus. Die Umsetzung dieser Vorstellung wurde in Europa ursprünglich auch noch durch den Prozess der Industriellen Revolution und der kapitalistischen Marktwirtschaft begleitet, sodass ab dem 19. Jahrhundert sich nach und nach die heutigen Nationalstaaten entwickelten.

Im Ideal gehört also jeder Mensch einer Nation an und die Staaten liegen wie in einem Puzzle nebeneinander. Eine Nation grenzt direkt an andere, die Grenzen sind metergenau festgelegt und werden – auch aus Gründen der nationalen Sicherheit – mehr oder weniger streng überwacht. Zwar sind die Grenzen innerhalb Europas seit dem Schengen-Abkommen für alle EU-Bürger geöffnet worden, gleichzeitig sind die Außengrenzen der EU aber zu einem Bollwerk ausgebaut worden. Innerhalb der jeweiligen Staaten haben die mit Zugehörigkeitsdokumenten versehenen Staatsbürgerinnen und -bürger das demokratische Recht über die Gegenwart und politische Zukunft ihres Landes zu bestimmen (und mittlerweile können

¹ Langewiesche 2008: 60

alle Europäer auch das Parlament in Straßburg wählen). Über ihre an den Nationalstaat zu zahlenden Steuern wird die soziale Fürsorge aller Staatsbürger finanziert: Gesundheitssystem, Renten, Arbeitslosenversicherung, Hilfe bei Naturkatastrophen, aber auch Infrastruktur, Mobilität und Kommunikation und – ganz wichtig – flächendeckende Schulbildung und Wissenschaft. Nicht zuletzt kümmert sich der Staat auch, wenn seine Bürger in einem anderen Land in Not geraten. Von außen betrachtet können die Bürgerinnen und Bürger in einem europäischen Nationalstaat sich also geborgen und sicher fühlen. Außerdem ist er – verglichen mit vielen anderen Staaten auf der Welt – ein sehr angenehmes Zuhause durch seinen allgemeinen materiellen Wohlstand und die persönliche Freiheit, die ihre Grenze nur an der Freiheit des Anderen findet. Insofern hat der freiheitlich demokratische Nationalstaat zweifellos eine konkurrenzlose Attraktivität und ist eine durchaus erhaltenswerte geschichtliche Errungenschaft.

Schon seit Bestehen der Europäischen Gemeinschaft gibt es Ängste die nationale Souveränität zu verlieren, Selbstbestimmung an eine übergeordnete abstrakte Instanz – „an Brüssel“ – abgeben zu müssen. Das hat mit dem geschichtlichen Kontext zu tun, aus dem heraus die heutige EU entstanden ist. Erinnern wir uns an die Entstehungsgeschichte der Union. Sie ist auf dem Hintergrund der schrecklichen Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkriegs gegründet worden, in denen über 17 bzw. über 50 Millionen Soldaten und Zivilisten ums Leben kamen. Als Konsequenz aus den vielen Kriegstoten nahm die Vorstellung Gestalt an, dass Nationen nicht nur Gegner sein müssen, sondern auch friedliche Nachbarn sein können. Und daraus entstand nach und nach das heutige Projekt der Europäischen Union. Auf dem Hintergrund der Erfahrungen der beiden Weltkriege schienen die Kompromisse, die für das Friedensprojekt Europäische Gemeinschaft in nationaler Hinsicht gemacht werden mussten, vernachlässigbar. Heute aber, wo sich dieses Friedensprojekt als äußerst erfolgreich dargestellt hat (über 70 Jahre Frieden in Europa!) und sich die Staaten der EU vor allem wirtschaftlich immer enger verflochten haben, kommen Zweifel auf, ob die Beschneidung nationaler Souveränität in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht zugunsten der europäischen Gemeinschaft nicht doch zu weit geht, vor allem in Bezug auf Finanzen und Einwanderung.

Meine These nun ist, dass diese Zweifel unmittelbar mit der Ideologie des Nationalstaats zu tun haben. Um sie auszuführen werde ich näher auf die Entstehungsbedingungen und die Geschichte des Nationalstaats im Allgemeinen eingehen. Ich beginne mit einem kurzen Überblick über den Diskussionsstand in der neueren wissenschaftlichen Nationalismusdebatte.

In den 1980er und 90er Jahren brachten Benedict Anderson, Ernest Gellner, Eric Hobsbawm² und andere die so genannte „Konstruktivistische Wende“ in die Nationalismusforschung. Am bekanntesten wurde Anderson mit seinem Buch „Imagined Communities“ (auf Deutsch „Die Erfindung der Nation“), in dem er darlegt, dass die bis dahin angenommene „Natürlichkeit“ der Nation – ein Volk, eine Sprache, ein Territorium – tatsächlich ein kulturelles Konstrukt ist, das im Wesentlichen auf einer imaginierten („imagined“) Zugehörigkeit zu einem Nationalstaat beruht. Was meint Anderson mit „imaginiert“? Er geht in der Kulturgeschichte weit vor die Französische Revolution zurück und schreibt, dass die wesentliche kulturelle Voraussetzung für die allmähliche Herausbildung der Idee vom Nationalstaat schon in der Neuzeit ihren Anfang gehabt hätte, genauer in der sich langsam entwickelnden Alphabetisierung größerer Bevölkerungsgruppen. Eng verbunden mit dem Buchdruck, der eine schnell sich verbreitende Kommunikation durch Schreiben und Lesen mit sich gebracht hätte – schon im 17. Jahrhundert wurde die erste Zeitung herausgegeben (die *Relation* 1605 in Straßburg) – sei eine Art Gemeinschaft im Kopf entstanden, ein Wir-Bewusstsein mit Menschen, die man nicht persönlich kannte und mit Ereignissen, die man nicht selbst erlebt hatte, die aber als Teil des eigenen Lebensraums empfunden werden konnten.

Diese Entwicklung eines qualitativ neuen „Wir-Bewusstseins“, das auch in der Französischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt hat, wurde begleitet von weiteren kulturhistorischen Entwicklungen hin zu Nationen. Dies war zum einen die Erschaffung einer gemeinsamen (Hoch-)Sprache aus der Vielfalt regionaler Dialekte. Dabei ermöglichte die Verbreitung der Schriftsprache eine über die regionalen Dialekte hinausgehende gemeinsame Verständigung und wurde durch Schrift und Buchdruck standardisiert. Dialekte wurden so nach und nach an den Rand gedrängt. Wer dazu gehören wollte, musste sich der Hochsprache bedienen. Aber auch kulturelle Eigenarten kleinerer Volksgruppen verschwanden nach und nach zugunsten der Übernahme kultureller Ausdrucksformen der größeren Volksgruppen.

Zum anderen – wie schon angedeutet – spielte aber auch die Industrielle Revolution, hervorgebracht vor allem in England, Frankreich und Deutschland von einem immer selbstbewusster gewordenen Bürgertum, eine wesentliche Rolle in der Herausbildung eines Nationalbewusstseins. Es entstanden nationale Ökonomien, die mit den anderen nationalen Ökonomien in Konkurrenz standen. Vor allem aber brachte die Industrialisierung im Gegenüber des die Produktionsmittel besitzenden Bürgertums ein Industrieproletariat hervor, das sich gezwungen sah durch gemeinsame Kämpfe ihre miserable Lebenssituation zu verbessern –

² Anderson 1995; Gellner 1995; Hobsbawm 1991

Stichwort: „Die soziale Frage“ – und so ein spezifisches „Wir-Bewusstsein“ für sich entwickelte.

Der Soziologe und Ethnologe Ernest Gellner betont in seiner Analyse zur Konstruktion und Herausbildung von Nationen die kulturelle Homogenisierung. Danach waren kleinere Volksgruppen gezwungen sich den größeren und damit mächtigeren in der Region anzupassen, sowohl sprachlich als auch vom Lebensstil her, um an den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Prozessen teilhaben zu können. Wesentlich vorangetrieben hat diese Entwicklung zur Nivellierung kultureller Unterschiedlichkeiten die flächendeckende Schulbildung, staatlich finanziert und inhaltlich kontrolliert. Während in vormodernen, vornationalen Zeiten die Ausbildung der heranwachsenden Generationen von der Familie oder kleinen lokalen Gemeinschaften übernommen wurde, wurde die nationale Schulausbildung in die Gesellschaft hinein verlagert, die damit sozusagen ein Ausbildungsmonopol bekam. Gellner zeigt in seinen Ausführungen, dass jede Nation ein einheitliches und obligatorisches gesellschaftliches Erziehungssystem mit Schulen und Institutionen schuf, in denen ein gemeinsamer Wissensschatz und eine gemeinsame nationale Kultur allen Mitgliedern der Gesellschaft übermittelt wurden.³ Auf dieser vereinheitlichten Schulausbildung innerhalb des nationalstaatlichen Territoriums beruht auch heute noch die nationale Identität, die ab dem 20. Jahrhundert auch unterstützt wurde durch die modernen Medien wie Radio und Fernsehen.

Geschichte und Kultur wurden so nationalstaatlich definiert und an die folgenden Generationen weitergegeben. Die solchermaßen geformte Tradition war also nie gleichsam urwüchsig aus sich selbst heraus entstanden. Trotzdem wird bis heute nationale Identität als eine Art Naturphänomen gesehen. So wie man ein Geschlecht habe, schreibt Benedict Anderson, habe man auch eine Nationalität. Die Nation als Vaterland oder Mutterland, entspreche der Verwandtschaft, bezeichne etwas, „... in das man auf natürliche Weise eingebunden ist ... ein Element des Nicht-bewusst-Gewählten.“⁴

Im Zuge der Erschaffung der jeweiligen nationalen Identität wurden nach Eric Hobsbawm auch Symbole entwickelt, die für eine einheitliche nationale Kultur eines Staates stehen konnten. Der Schottenrock für Schottland etwa, das Gulasch für Ungarn oder das Käsefondue für die Schweiz, das Brandenburger Tor vielleicht für Deutschland, die Akropolis für Griechenland. Diese Symbole wurden zwar aus Elementen eines regionalen Fundus an älteren Traditionen erschaffen, als vereinheitlichendes Symbol für eine jeweils unterschiedliche nati-

³ Gellner 1995: 60

⁴ Anderson 1993: 144

onale Identität aber tatsächlich „erfunden“. – Heute profitiert übrigens besonders der Tourismus von diesen geschaffenen nationalen Symbolen und Selbstbildern. Um Urlaubsdestinationen zu definieren und attraktiv zu machen werden hier Vermarktungsstrategien regionaler und nationaler kultureller Besonderheiten eingesetzt.

Auch in der heutigen EU sind die Staatsgrenzen zwischen den Ländern genau festgelegt. Sie stimmen mit der Grundidee der Nation „Das ist schon immer so gewesen“ aber keineswegs über ein. Denn die Fläche, die ein Staat heute umfasst, ist zwar hergeleitet aus dem geschichtlichen Siedlungsgebiet, in dem ein Volk überwiegend zu finden war oder die ein Herrscher über längere Zeit beanspruchte, sie ist aber nicht identisch mit der historischen Verbreitung eines Volks. So wie es auch nicht eindeutig ist, welches Volk in welcher Epoche als Vorgänger der heutigen Nation gemeint ist.

Schauen wir auf Europa als Ganzes. Auch hier sind die Grenzen keineswegs historisch eindeutig herleitbar. Nur wo im Westen Europas Land und Meer eine geografische Grenze bilden, ist die Lage klar. Aber schon das Mittelmeer entzieht sich einer eindeutigen Grenzdefinition: Südeuropa und Nordafrika scheinen sich geografisch klar voneinander zu unterscheiden. Kulturgeschichtlich sind sie im „mediterranen Raum“ jedoch vereint. Je nach historischer und geografischer Betrachtungsweise ist die europäische Grenze nach Osten ganz unterschiedlich zu definieren. Geht Europa bis zum Ural? Oder liegt die Grenze eher auf den heutigen Staatsgebieten von Weißrussland, Moldawien und der Ukraine? Betrachtet man die geschichtlichen Entwicklungen Ost- und Südosteuropas genauer, wird die Idee „ein Volk“ – „ein Land“ äußerst kompliziert. Preußen, Habsburg, welche Grenze in welchen Jahrhunderten soll da entscheidend sein? Und wer genau ist das Volk?⁵

Zur Grenzziehung zwischen Europa und seinen östlichen Nachbarn wird auch immer wieder die Religion herangezogen. Der Westen ist christlich – genauer: unterteilt in den katholischen und protestantischen westlichen Westen und den orthodoxen östlichen Westen – und grenzt sich vom muslimischen Südosten ab. Aber was ist mit dem Balkan und der Türkei, die jahrtausendlang sowohl von christlichen als auch muslimischen Bevölkerungen besiedelt war? - - - Sie sehen schon, es ist müßig Ordnung und Logik in die heutigen europäischen Außengrenzen bringen zu wollen. Und innerhalb Europas sieht es auch nicht besser aus.

In Bezug auf die östlichen Grenzen Europas gibt es noch ein weiteres bemerkenswertes Phänomen, nämlich die ideologische oder kulturelle Ab-Grenzung. Europa als der Westen – das Abendland – grenzte sich stets ab vom Osten – dem Morgenland –, verstanden als

⁵ Vgl. Heller 2001

„Asien“ oder „Orient“. „Asien“, bzw. der „Orient“, galten im nationalen Denken des Westens als „barbarisch, tyrannisch, unaufgeklärt, antidemokratisch, autoritätshörig, grausam, irrational, hysterisch usw.“ kurz als das Gegenteil des Westens. Und diese kulturellen Grenzen galten nicht nur nach außen, sondern wurden auch innerhalb Europas gezogen. Der Soziologe Erhard Stölting schreibt dazu: „*Asiatische* Züge trugen immer die unmittelbaren östlichen Nachbarn. Aus französischer Perspektive begann Asien am Rhein, für deutsche Rheinländer an der Elbe, für Deutsche westlich der Oder jenseits der Oder, für Polen am Bug usw.“⁶

Das Selbstbild des Westens gegenüber dem Osten basierte auf der Aufklärung, seinem modernen Staatswesen, auf administrativer und wissenschaftlicher Rationalisierung und nicht zuletzt auf Katholizismus und Protestantismus. Darüber grenzte es sich stets zum östlichen orthodoxen Christentum ab und erst recht zum Islam. Innerhalb Europas sah sich lange Zeit jede westeuropäische Nation als den Gipfel der Zivilisiertheit an, während die jeweils anderen bestenfalls auf dem Weg dorthin zu sein schienen. Diese Abgrenzungen und Definitionen des „ganz Anderen“ waren von großer Bedeutung im Prozess ein europäisches Selbstbild zu kreieren, wurde doch mit der Bestimmung des ganz Anderen das Eigene erst deutlich. Stölting schreibt: „Das dichotomisierende Konstruieren wirkt (heute) in gleicher Weise weiter. Die anderen sind das wirkliche, schlechte Gegenteil des eigenen Ideals. Das eigene Ideal erscheint als Wirklichkeit, weil die fremde schlechte Welt wirklich ist.“⁷

Die gemeinsame Geschichte und Kultur einer Nation wurden also konstruiert, aber nicht aus dem Blauen heraus. Jede Nation hat sich ihre nationale Einmaligkeit und Besonderheit aus der vornationalen Geschichte gewissermaßen destilliert. Dabei wurden in Frankreich zum Beispiel die Erfahrungen der Französischen Revolution – dass das Volk der Souverän ist und das politisch verankerte Recht bekommen muss zu bestimmen, wie es leben will – stärker betont als in Deutschland. Hier wurde bei der Nationgründung der Begriff des „Volks“ wie er in der Romantik ganz unpolitisch gesehen wurde, stärker in den Vordergrund gestellt. Das Volk war die Masse, die armen Leute zwar im Gegensatz zur zahlenmäßig geringeren, reichen und als dekadent empfundenen Aristokratie und Obrigkeit, aber sie waren sozusagen natürlicherweise „die wahren Bewohner eines Landes“. Das Volk gab es „schon immer“ und daraus abgeleitet wurde ihm das Recht zugeschrieben, über die soziale Ordnung und damit über seine

⁶ Stölting 2001: 154

⁷ Stölting 2001:159

Lebensbedingungen zu entscheiden. Die Prämissen der Nation aber waren letztendlich in beiden Staaten gleich: Nation = ein Volk, eine Sprache, ein Territorium.

In der Nationalismusforschung heute stehen zwei Diskurse nebeneinander, unter den Begriffen „Essentialismus“ und „Konstruktivismus“, die sich in der Realität allerdings überlappen und meist gemeinsam zu finden sind. Der Essentialismus ist eine Weiterentwicklung des Volksgedankens. Er besagt, dass kulturelle Aspekte wie sie sich in Weltsichten/ Welterklärungen oder in der Neigung, sich in Situationen auf bestimmte Art und Weise zu verhalten, auch unter veränderten historischen, politischen oder wirtschaftlichen Gegebenheiten konstant bleiben. Es verändern sich nur die äußeren Umstände nicht aber die „kulturelle Essenz“, die je nach Epoche mit anderen, jeweils modernen Elementen zum Ausdruck gebracht wird. Der Essenzialismus dominiert den Nationalismuskurs vor allem in den postsowjetischen Staaten, die – wie Georgien beispielsweise – sich gegen die sowjetische Dominanz ganz bewusst auf ihre scheinbar durchgängige genuine Kulturgeschichte bezogen und diese in Abgrenzung zur Sowjetunion zum Ausdruck brachten. Ein Beispiel für die mehr konstruktivistische Sichtweise auf die Nationgründung mag Griechenland sein. Sein nationales Selbstbild ist „Erben der Antike“. Dieses Selbstbild zu kreieren bedurfte nach den Jahrhunderten der byzantinischen und osmanischen Epochen jedoch großer wissenschaftlicher Anstrengungen. So musste aus den überlieferten Bruchstücken des antiken Griechenlands eine nationale Identität konstruiert und den Griechen über den Schulunterricht ihre „homerischen Eigenschaften“ wieder beigebracht werden.

Im Zusammenhang mit „Nation“ ist der Begriff der „nationalen Identität“ meist nicht fern. Was genau damit gemeint ist, konnte wissenschaftlich allerdings nicht geklärt werden. Der Historiker Dieter Langewiesche schlägt vor stattdessen von *nationalen Selbstbildern* zu sprechen und definiert diesen Begriff folgendermaßen: „Sie dienen einzelnen und Gruppen dazu, sich Vorstellungen von der Nation zu bilden, der man sich zugehörig fühlt, woher sie kommt und wohin sie gehen soll. [...] Nationale Selbstbilder zielen also auf Selbsterkenntnis und auf politisches Handeln, sie einen und sie grenzen ab. Sie postulieren Werte, die beanspruchen, für die gesamte Nation verbindlich und ewig gültig zu sein, doch sie gehen aus historischen Entwicklungen hervor, werden also geschaffen, verändern sich und bleiben umstritten. [...] Eine Identitätsgeschichte, verstanden als Geschichte nationaler Selbstbilder, kann angemessen nur als eine Geschichte von Deutungskämpfen geschrieben werden.“⁸ Das nationale Selbstbild ist also kein Status quo, sondern in ständiger Veränderung begriffen. Es wird

⁸Langewiesche 2008: 154

ausgehandelt zwischen den heute sogenannten „Wertkonservativen“ und denjenigen, die Anpassung an technische und politische Entwicklungen wünschen.

Das Konzept der Nation trägt die Abgrenzung gegen andere Nationen immer in sich. Aber nicht nur nach außen ist Abgrenzung das dominierende Instrument nationaler Selbstbehauptung: auch im Inneren wirkt die Ablehnung des Nicht-Eigenen. Langewiesche schreibt dazu: „Wenn man mit Ernest Gellner die Entwicklungsgeschichte des Nationalismus als ein Programm versteht, nationale Einheit durch kulturelle Entpluralisierung zu erzeugen, ist Intoleranz Pflicht gegenüber allem, das die erstrebte nationalkulturelle Homogenität nach außen und im Innern gefährden könnte.“⁹ Der Prozess der Nationalisierung basiert also auf der Vereinheitlichung unterschiedlicher kultureller Gruppen. Aber selbst in den europäischen Nationalstaaten ist dieser Entpluralisierungsprozess nicht überall gelungen: Man denke zum Beispiel an die Basken, Schotten, Südtiroler oder auch die Bayern. Sie erkennen nationale Symbole wie Fahne oder Hymne als Symbole nationaler Einheit zwar an, aber sie werden von diesen Gruppen bis heute auch unter dem Aspekt nationaler Hegemonie nach Innen gesehen.

Intoleranz im Innern und nach außen ist also ein wesentliches Charakteristikum des Nationalstaats. Oder wie Langewiesche es andersherum formuliert: „Toleranz gegen die, die nicht dazugehören, ist (...) der Idee „Nation“ als Identitätsgemeinschaft von ihrem Ursprung her fremd.“¹⁰ Mit dieser Grundidee der ideologischen nationalen Abschottung aber steht die nationale Ökonomie in Widerspruch, die ein stets ausreichendes Arbeitskräftepotenzial benötigt, um die in der kapitalistischen Wirtschaftsform notwendige Produktionssteigerung zu gewährleisten. Sie fordert, dass, wenn die Arbeitskräfte im eigenen Land zahlenmäßig zu gering werden, Arbeitskräfte aus anderen Nationen geholt werden müssen. Das bedeutet, dass Arbeitskräfte aus dem „Ausland“ innerhalb der modernen Nationalstaaten und ihrer Ökonomie so notwendig sind wie die Intoleranz ihnen gegenüber der Ideologie der Nation inhärent ist.

Aus diesem Widerspruch ergibt sich, dass zwar einerseits streng darauf geachtet wird nur Arbeitskräfte mit offiziellen Dokumenten ins Land zu lassen, andererseits aber die vielen, die ohne diese Papiere ins Land kommen, ebenfalls Arbeit finden, in privaten Haushalten zum Beispiel. Letztere aber sind ohne gültige „Papiere“ im staatlichen Sinne nicht existent und das hat katastrophale Auswirkungen in Bezug auf die individuellen Lebensumstände. „Sans Papiers“ zu leben bedeutet aus Sicht des Staates in der Illegalität zu leben und jeder, der diesen Menschen hilft, macht sich vor dem Gesetz strafbar. Diese Trennung zwischen Staatsbürgern

⁹ Gellner 1995: 65

¹⁰ Langewiesche 2008: 60

und illegal sich aufhaltenden Menschen wird strengstens überwacht. Einerseits soll so der Schutz der Ressourcengemeinschaft gesichert werden, andererseits – ideologisch – die Existenz der Nationalstaaten. Humanität ist hier keine beachtenswerte Kategorie.

Nach Europa kommen also nicht nur mit Dokumenten versehene Arbeitskräfte. Es kommen auch Kriegsflüchtlinge, politisches Asyl Suchende, materielle Not Leidende und Menschen, die aus eigenem Entschluss Möglichkeiten suchen, sich mit ihrer Arbeit ein besseres Leben aufbauen zu können. Für viele Deutsche liegt es nach wie vor nahe zu befürchten: hier dringen „Diebe“ ein, die sich an unserem Wohlstand bereichern wollen! Diese auf Emotionen beruhende Einstellung Fremden gegenüber – aus welchem Grund sie auch immer im Land sind - wird einerseits durch die Ängste geschürt, in der Ressourcenverteilung des Nationalstaats benachteiligt zu werden, auch wenn diese Arbeitskräfte gebraucht werden, um den nationalen Wohlstand überhaupt zu erhalten. Emotional reagieren andererseits aber auch diejenigen, die beim Anblick von Fremden an Bettler denken, die an ihre Haustür klopfen und sind bereit Obdach, Kleidung, „Brot und eine warme Suppe“ zu geben. Beide Haltungen führen dazu, dass nach Europa kommende Fremde keineswegs als zu würdigende Menschen wie Du und Ich und ganz nüchtern als von der Wirtschaft benötigte Arbeitskräfte gesehen werden. In der öffentlichen Meinung dominiert vielmehr die emotionale Bedeutung des Fremden – angsteinflößend oder als Objekt der Nächstenliebe, aber auch als faszinierende „Exoten“.

Gerade weil Intoleranz der Ideologie und Geschichte der Nationalstaaten von Grund auf inhärent ist, hat die Forderung nach Toleranz eine so große Bedeutung. Angefangen hat die Einübung von Toleranz schon bei der Begriffsprägung des „Gastarbeiters“ in den 1960er Jahren – ein Gast geht wieder, aber er hat auch ein Recht auf angemessene Behandlung. Und immerhin hat die erste Welle der Arbeitsmigranten bewirkt, dass Italiener, Spanier, Portugiesen und Griechen im heutigen Deutschland relativ vertraut und akzeptiert sind. Der ideelle Wert einer exklusiven Geborgenheit der nationalhomogenen Bevölkerung im Nationalstaat ist aber längst obsolet geworden durch die globalen Entwicklungen in Bezug auf Ökonomie, Kommunikation und Mobilität. So ist es heute eine der bedeutendsten Aufgaben der Europäischen Union, Regeln für begrenzte und unbegrenzte Einwanderung aufzustellen.

Toleranz Fremden gegenüber wird auf nationaler Ebene heute vor allem in Schulen eingeübt. Toleranz fällt leichter durch die Zunahme an Wissen über die Fremden und die Begegnung mit ihnen. In diesem Sinne werde ich jetzt in gebotener Kürze über die Entstehungsgeschichte des griechischen Nationalstaats berichten, als einem „modernen europäischen Land“. Zugleich werde ich Griechenland – wie oben schon angedeutet – als ein Beispiel nehmen für die ursprüngliche Konstruktion eines Nationalstaats.

Griechenland

Der griechische Staat hat innerhalb der EU lange eine eher unbedeutende Rolle gespielt ist aber zweifellos Teil Europas und damit auch Teil der europäischen „demokratischen Wertegemeinschaft“. Ich werde im Folgenden zeigen wie eng seine Entwicklungen zum Nationalstaat mit den geschichtlichen Ereignissen und der Weltsicht Europas verbunden ist. Trotzdem ist Griechenland bis zu seiner Nationgründung historisch keineswegs nur dem Westen, so wie wir ihn heute verstehen, kulturell zuzurechnen. Denn das byzantinische und osmanische Griechenland gehörte der damals sogenannten „orientalischen Welt“ an. Nur über den Umweg der Antike – Griechenland als Erbin der Hellenen – konnte die heutige nationale Identität der Griechen als Europäer geschaffen werden. Im Zuge des Aufbaus einer hellenistischen nationalen Identität wurden die byzantinische und osmanische Epochen ausgeblendet, indem die osmanische Epoche als „Turkokratia“ – als Zeit der Unterdrückung durch die Türken – definiert und Byzanz nur als bedeutsam für die Kirchengeschichte dargestellt wurde. Trotzdem (oder gerade deshalb) war und ist das private Alltagsleben in Griechenland nach wie vor geprägt von Traditionen und Weltanschauungen byzantinischen und osmanischen Ursprungs, die die offizielle antike Identität des Staats stets wie ein Schatten begleiten.

Als die griechische Nation gegründet wurde, stand als nationales Selbstbild ein kultureller Bezug auf die vorhergehenden geschichtlichen Epochen Byzanz und das Osmanische Reich nicht zur Debatte. Griechenland wollte ganz pragmatisch weg vom heruntergewirtschafteten Osmanischen Reich hin zum modernen hochentwickelten Europa und seine Eintrittskarte war sein Status als Erbin der griechischen Antike. Geografisch gehört Griechenland zwar zu Europa, politisch heute auch, gefühlt aber doch nicht so richtig. Das moderne Griechenland scheint irgendwie zwischen den Stühlen zu sitzen. Um ein Bild aus der Seismologie zu benutzen: So wie die tektonischen Platten – die Anatolische und die Hellenische – sich im Untergrund Griechenlands aneinander reiben und immer wieder Erdbeben verursachen, scheinen in der griechischen Gesellschaft auch die Kulturen des Orients und Okzidents – unter staatlich verordneter Dominanz des Okzidents – aufeinanderzutreffen und sich zu reiben.

Nach wie vor sehen Europäer in der Geistes- und Kulturgeschichte des antiken Griechenlands die Wurzeln ihrer eigenen kulturellen Geschichte und begründeten – zumindest in der Vergangenheit – damit ihren zivilisatorischen Dominanzanspruch weltweit. Was jedoch das heutige Griechenland anbelangt mit seiner – im Vergleich zur Antike – jüngeren byzantinischen und osmanischen Geschichte, so kommen Europäern immer mal wieder Zweifel an Griechenlands europäischer Identität und den Griechen selbst ist das durchaus bewusst. Sie haben sogar eine Bezeichnung für diese andere, nicht-europäische Seite, sie nennen sie ihre

romiosinische Identität – in Byzanz wurden Griechen „Römer“ genannt, bezogen auf das von Konstantin I. gegründete Ost-Rom mit der Hauptstadt Konstantinopel. Griechen bezeichnen sich heute im Alltagsleben mitunter als „*Romioi*“ im Gegensatz zu „*Ellines*“ als offizieller Bezeichnung der Staatsbürger, mit der sie innerhalb Europas politisch verortet sind. Beide Identitäten werden gebraucht um das Verhältnis zu Europa zu beschreiben: die hellenische Identität steht dafür Teil Europas zu sein, die römische dafür, nicht dazu zugehören.

Aber nicht nur in Bezug auf diese doppelte kulturelle Identität unterscheidet sich Griechenland von den nördlichen europäischen Nationen. Wesentlicher noch in Bezug auf die heutigen staatlichen und gesellschaftlichen Strukturen scheint zu sein, dass Griechenland nie eine bedeutende Industrie aufbauen konnte. Während in West- und Nordeuropa im 18. Jahrhundert die industrielle Entwicklung nach und nach einschneidende Veränderungen in das Leben der Bevölkerungen brachte, war das griechische Kernland damit beschäftigt gegen das Osmanische Reich zu kämpfen, um sich von der Macht des Sultans in Istanbul zu befreien. Vor allem die in Armut lebende Landbevölkerung, aus der sich die berühmten Kleften, die Freiheitskämpfer, rekrutierten, war in diese Kämpfe verwickelt. Der größte Teil der gebildeten, durch internationalen Seehandel wohlhabenden Oberschicht, die vor allem in den kosmopolitischen Städten außerhalb des heutigen Gebiets Griechenlands lebte, konnte dort unbehelligt von den Freiheitskämpfen ihren Beschäftigungen nach gehen. Diese Oberschicht, zu der auch der orthodoxe Kirchenklerus gehörte, hatte im Osmanischen Reich neben dem Handel auch einflussreiche Ämter im Sultanat in Konstantinopel.

Aber Griechen lebten nicht nur in Konstantinopel, sondern auch im Gebiet der heutigen Türkei (am Schwarzen Meer zum Beispiel, im heutigen Anatolien und in der Region Smyrna/Izmir). Außerdem waren sie auch in den Stadtstaaten Italiens und in den Städten Nordafrikas zuhause. Bis heute sieht sich die griechische Oberschicht als Teil einer kosmopolitischen, mittlerweile internationalen Elite. In der osmanischen Epoche unterschied sie sich in ihrem Lebensstil ganz und gar von dem der Landbevölkerung Griechenlands, auch wenn es dort durchaus eine Art Landadel gab. Durch ihren weltweiten Handel unterschieden sie sich aber auch vom ab dem 18. Jahrhundert aufkommenden Bildungsbürgertum Westeuropas, das durch seinen technischen Erfindungsgeist eine nationale Ökonomie und damit die industrielle Revolution hervorbrachte. Die im Seehandel tätigen griechischen Unternehmer hatten kein Interesse am Aufbau einer nationalen Industrie, sie profitierten aber von den neuen Produktionsformen und Produkten, die die europäische Industrialisierung hervorgebracht hatte.

Diese kosmopolitische Elite und die griechische Landbevölkerung lebten in völlig unterschiedlichen Welten. Jene arme – heute würde man sagen „bildungsferne“ – Bevölkerung

war durch ihre bäuerliche Arbeit ortsgebunden und führte in kleinen Einheiten ein nach innen gerichtetes Leben. Von den geschichtlichen Entwicklungen hin zum Nationalismus war sie lange Zeit gänzlich ausgeschlossen. Diese grundlegende Struktur – auf der einen Seite das „Volk“, auf der anderen die wohlhabende kosmopolitische Oberschicht, die wie selbstverständlich nach der Staatsgründung die griechische Nation regierte - hat sich bis in die allerjüngste Zeit erhalten.

Übrigens muss aus dieser Perspektive der neue Premierminister Griechenlands Alexis Tsipras tatsächlich als der allererste in der Nationalgeschichte Griechenlands gesehen werden, der angetreten ist und gewählt wurde, die Interessen des Volks zu vertreten und nicht die Interessen der herrschenden reichen Familien des Landes. Diese wussten mit ihren Ämtern stets für ihr eigenes Wohl zu sorgen, am deutlichsten erkennbar darin, dass sie als Reeder und Schiffseigner bis heute keine Steuern in Griechenland zahlen müssen. Diese Strukturen zu ändern, bedeutet vor allem ein neues Denken anzuregen, und zwar in den Köpfen aller Griechen, den Politikern wie dem „Mann auf der Straße“. Längst nicht alle Mitglieder der Regierung Tsipras dürften diesen mentalen Paradigmenwechsel schon vollzogen haben. Dass ein solcher Prozess nicht in ein paar Monaten oder wenigen Jahren vollzogen werden kann, versteht sich von selbst.

Aber kommen wir zurück zur griechischen Nationgründung. Eric Hobsbawm benennt vier Kriterien als Voraussetzung für die Proklamation einer Nation: Sie müsse über eine bestimmte territoriale Größe verfügen und eine historische Verbindung mit einem gegenwärtigen oder nicht lange zurückliegenden Staat haben. Sie brauche eine alteingesessene kulturelle Elite, die über geschriebene nationale Literatur und eine Amtssprache verfüge, auch wenn diese im Alltag nicht gesprochen würde. Außerdem müsse die Nation im Stande sein zu kämpfen und zu erobern, das heißt stark genug sein um sich physisch zu behaupten.¹¹

Alle vier Kriterien gelten auch für die Entstehung des Staates Griechenland Anfang des 19. Jahrhunderts. Das Territorium war vorhanden, wenn auch die Grenzen noch nicht festgelegt waren. Bei der Gründung Griechenlands allerdings gehörten die Ionischen Inseln, Kreta, Thessalien, Epirus, Makedonien und die ostägäischen Inseln noch nicht dazu. Die historische Verbindung zu einem zurückliegenden Staat, dem antiken Hellas, konnte konstruiert werden, eine alteingesessene Elite war vorhanden (auch wenn sie größtenteils nicht im Kern-

¹¹ Hobsbawm 2004: 50f

land lebte). Die „nationale Literatur“, das waren die Texte der antiken Denker und Staatsmänner, und eine gemeinsame Sprache – Griechisch – war ebenfalls vorhanden.

Was die Kraft der Griechen sich „physisch zu behaupten“, das heißt zu kämpfen, anbelangte, so hatten sie dies eindrucksvoll bewiesen, als sie die osmanische Herrschaft, unter der Griechenland 400 Jahre stand, Anfang des 19. Jahrhunderts abschüttelten. Der Beginn dieser Freiheitskämpfe wird auf 1821 datiert, als die berühmten Kleften in den Bergen der Peloponnes durch geschickte Guerilla-Kämpfe die osmanischen Herrscher nach und nach vertrieben. Die letzte entscheidende Schlacht war allerdings kein Guerilla-Kampf, sondern die Seeschlacht bei Navarino (heute Pylos) im Westen der Peloponnes, bei der England, Frankreich und Russland 1829 gegen Kriegsschiffe des Osmanischen Reichs und Ägyptens kämpften und die Schlacht und damit Einfluss gewannen auf das aus dem untergehenden Osmanischen Reich herausgelöste Griechenland.

Dieser Einfluss bestand auch schon bevor die finalen griechischen Freiheitskämpfe gegen die osmanische Herrschaft ausbrachen. Die mit ganz Europa verbundene griechische kosmopolitische Elite hatte 1814 in Odessa die *Filiki Etería* gegründet, eine Art Geheimbund, der die Befreiung Griechenlands und die Errichtung einer modernen griechischen Nation vorantreiben sollte. Ihr gehörten bekannte griechische und europäische Intellektuelle an, die sich für die Befreiung Griechenlands als Erbin des antiken Hellas begeisterten. Diese Unterstützer im Hintergrund und Ideologen des Freiheitskampfes hielten sich vom Kampfgeschehen aber weitgehend fern. Die eigentlichen Kämpfer waren die Bergbewohner der Peloponnes unter der Führung einheimischer regionaler Kleftenführer, denen sich aber immer wieder europäische Intellektuelle und bekannte Persönlichkeiten anschlossen, wie der englische Schriftsteller, Lebemann und Draufgänger Lord Byron, der 1824 in Mesolongi (am Golf von Patras gelegen) wenig ruhmreich an den Folgen einer Unterkühlung starb. Auch in Deutschland, in München, wurde eine „Gesellschaft der Philhellenen“ gegründet, die die Freiheitskämpfe unterstützten und der auch Bayernkönig Ludwig I., ein leidenschaftlicher Philhellene, angehörte. Sein Sohn Otto wurde später als erster König von Griechenland bestimmt.

Das Kleftentum entstand schon im 15. Jahrhundert im Zusammenhang mit der osmanischen Eroberung Griechenlands. Die einfache Landbevölkerung, die sich vor den osmanischen Eroberungskämpfen aus den Ebenen in unzugängliche Bereiche der Berge zurückgezogen hatte, wehrte sich lange erfolgreich gegen die Eroberer. Sie zog ein entbehrensreiches, aber freies Leben als Hirten und Viehzüchter in den Bergen einem Leben als Bauern in den Ebenen in Abhängigkeit von den osmanischen Eroberern und den türkischen Aghas vor. Zu

den Kleften gesellten sich verarmte Bauern, Abenteurer, von der osmanischen Justiz Verfolgte und flüchtige Kriminelle oder aus dörflichen Gemeinschaften Ausgeschlossene. Diese kleinen kämpfenden Gruppen bestritten ihren Lebensunterhalt zum Teil durch Viehzucht, zum Teil durch Raubüberfälle beim türkischen Landadel und auf Handelskarawanen (*Kleftis* bedeutet übrigens Dieb). Durch ihren Widerstand gegen die muslimischen Osmanen nährten sie den Zusammenhalt der griechisch orthodoxen Bevölkerung und standen bei ihr in hohem Ansehen. Auch Mönche zogen zu den Widerstandskämpfern in die Berge und trugen dazu bei, dass nicht nur der orthodoxe Glaube, sondern auch rudimentäre Kenntnisse im Lesen und Schreiben und geschichtliches Wissen an die Bevölkerung vermittelt wurde.

Die Vorstellung von der „Freiheit eines Volkes“, geboren aus der romantischen Ideologie des Nationalismus, die die Intellektuellen außerhalb Griechenlands antrieb die Freiheitskämpfe zu unterstützen, teilten die Kleften aber nicht. Sie kämpften aus pragmatischen Gründen, entstanden aus einem mühevollen bäuerlichen Alltagsleben in Opposition zur osmanischen Herrschaft. Der griechische Freiheitskampf wurde also aus zwei Richtungen gespeist: Zum einen durch die ärmlichen Lebensbedingungen vor Ort im griechischen Kernland, zum anderen durch den ideologischen Überbau des sich entwickelnden Nationalismus, vertreten durch die griechischen Intellektuellen in und vor allem außerhalb Griechenlands und den europäischen Philhellenen.

Der Kulturanthropologe Michael Herzfeld merkt an, dass die treibende Kraft im Freiheitskampf der Kleften nicht ein nationales Bewusstsein war, denn dieses entstand erst nach Erringung der „Freiheit“.¹² So war es auch nicht die griechische Landbevölkerung, die den Wunsch nach Gründung eines griechischen Staates hatte. Dieses Ziel verfolgten die intellektuellen Griechen, die sich den europäischen städtischen Eliten außerhalb Griechenlands mehr verbunden fühlten als den armen „ungebildeten“ griechischen Bauern und Schafzüchtern in den Bergen. Der Historiker Dimitris Livanios schreibt, dass es 1829 bei der Staatsgründung in der Elite Griechenlands keineswegs klar gewesen sei, was ein „Grieche“ ist. War es die Religion, die die Zugehörigkeit zum griechischen Staat bestimmte? Waren die Griechen ein „Volk“? Was genau bedeutete dies? Und wo lagen die geografischen Grenzen des griechischen Volks?¹³

Nach der Befreiung Griechenlands sah sich die Bevölkerung also keineswegs als potentielle Mitglieder einer zu schaffenden griechischen Nation an. Die Freiheitskämpfer konn-

¹² Herzfeld 1986: 11f

¹³ Livanios 2008: 238

ten nicht verstehen, warum sie ihre Waffen abgeben und sich damit wieder einer staatlichen Macht unterwerfen sollten, hatten sie doch gerade erst die Macht des Osmanischen Reichs abgeschüttelt. Sie behielten heimlich ihre Waffen und kämpften nun gegen den Anspruch auf Durchsetzung von Recht und Ordnung durch Repräsentanten des neu gegründeten griechischen Staates, so wie sie vorher gegen die Osmanen aufbegehrt hatten. Es war ihnen keineswegs einleuchtend, dass der erste Präsident Griechenlands, Joannis Graf Kapodistrias, – gewählt 1827 – die Aufgabe hatte, für alle Griechen einen gemeinsamen Staat zu schaffen und dafür Recht und Ordnung durchsetzen musste. Er wurde vier Jahre nach seiner Einsetzung von den ehemaligen Maniatischen Freiheitskämpfern Georgos und Konstantinos Mavromichalis ermordet. Die Folge dieser Tat aus Uneinsichtigkeit in die neuen nationalen Spielregeln war, dass Frankreich, Großbritannien und Russland, (die für die Unabhängigkeit Griechenlands garantieren sollten) auf den Plan traten und den Bayerischen Königssohn Otto als Regenten einer frisch gegründeten griechischen Monarchie einsetzten. Damit verbanden sie die Hoffnung ein neutrales Oberhaupt gefunden zu haben, das alle Interessensgruppen im Land akzeptieren konnten. So wurde nicht nur ein griechischer Nationalstaat in Form einer konstitutionellen Monarchie geschaffen, sondern Europa hatte damit auch die Möglichkeit eine griechische Nation nach ihren ideologischen Vorstellungen mitzukreieren – und König Otto brachte dafür einen ganzen Tross deutscher Berater mit.

Um zu zeigen, dass die neu gegründete griechische Nation die Wiedergeburt des alten Hellas war, sollte wissenschaftlich nachgewiesen werden, dass das Volk in der kulturellen und geistigen Tradition des antiken Hellas stand. Dabei hatten vor allem die Märchensammlungen der Gebrüder Grimm Einfluss auf das schon früh einsetzende griechische Unternehmen, das Gedankengut der Antike – als hellenische Essenz – in der griechischen Folklore und besonders in Volksliedern nachzuweisen. In diesem Sinn begannen griechische Intellektuelle, Akademiker, und Lehrer in ganz Griechenland Volkslieder zu sammeln und aufzuschreiben.¹⁴

Herzfeld schreibt, dass die griechischen Volkskundler zwar Griechenland als eine Einheit im Sinne ihrer Studien angesehen hätten und sich selbst auch als einen Teil davon, dass sie tatsächlich aber Teil der internationalen Forschung außerhalb Griechenlands gewesen wären. Sie hätten eine Art Kultur in der Kultur gebildet und ihre Distanz zu der einheimischen Bauernbevölkerung sei auch stets sichtbar geblieben.¹⁵ Da so die volkskundlichen Sammlungen und Studien in Griechenland im wissenschaftlichen Kontext des übrigen Europas standen,

¹⁴ Herzfeld 1986: 97ff

¹⁵ Vgl. Herzfeld 1986: 8,9

wuchs der griechische Nationalismus immer mehr in den europäischen Kontext hinein. Der historische Bezug auf das antike Griechenland wurde zum Symbol europäischer zivilisatorischer Überlegenheit und die Antike wurde der europäischen Idee als Vorfahre einverleibt. Europäer zu sein bedeutete im ideologischen Sinne also auch Hellene zu sein.¹⁶ So hatten europäische Intellektuelle großes Interesse am Nationbildungsprojekt der Griechen.

Widmen wir uns nun der Sprache, als einem weiteren Kriterium der Definition eines Nationalstaats.

Vor allem die seit der Antike durchgehend gesprochene griechische Sprache war für die Historiker der Beweis, dass das aufzubauende moderne Griechenland „natürlicherweise“ eine Wiedererweckung des antiken Hellas sein musste. Auch wenn die griechische Sprache gegeben zu sein schien, gab es bei genauerem Hinsehen doch einige Schwierigkeiten.¹⁷ Denn in den auf die Antike folgenden Epochen wurde in den Gebieten, in denen Griechen lebten, längst nicht nur Griechisch gesprochen. Die Byzantinistin Claudia Rapp schreibt, dass, wenn man sich die Verteilung der Sprachen zur Zeit der weitesten Ausdehnung des Byzantinischen Reichs unter Justinian ansieht, man feststellen müsse, dass nicht einmal ein Drittel der Bevölkerung Griechisch als Muttersprache gehabt hätte. Lediglich im Kernland Griechenlands und in den großen Küstenstädten Kleinasiens sei Griechisch als Muttersprache vorherrschend gewesen, in allen anderen Regionen Zweitsprache.

Allerdings waren in den multilingualen Großstädten – allen voran in Konstantinopel – die Menschen gewohnt neben ihrer Muttersprache auch Griechisch zu sprechen. Vor allem die im internationalen Handel tätigen Männer beherrschten die Sprache ganz gut.¹⁸ Das gesprochene Griechisch des Volkes war das Koíne-Griechisch. Es war entstanden durch die Vermischung einzelner griechischer Dialekte während der mehrere Jahre dauernden Feldzüge Alexanders des Großen (356-323 v.Chr.), dessen Heer sich aus Makedoniern und Griechen verschiedenster Regionen rekrutierte. Dieses Koíne-Griechisch aber unterschied sich wesentlich vom klassischen Griechisch der Antike, das die kleine Gruppe der gebildeten Oberschicht in Byzanz pflegte, in dem sie schrieb und kommunizierte.

Eine bedeutende Rolle spielte Griechisch auch in der Ausbreitung des Christentums. Die Übersetzung der Bibel ins Griechische war eine Übersetzung ins Koíne-Griechisch und wurde die Sprache der Orthodoxen Kirche, der Institution mit der längsten Geschichte und der breitesten geografischen Ausdehnung im östlichen Mittelmeerraum und auf dem Balkan. Die

¹⁶ Herzfeld 1986: 5

¹⁷ Hobsbawm 2004: 68

¹⁸ Rapp 2008: 135f

griechische Sprache verband sich einerseits also mit dem Christentum, andererseits mit Handel und Verkehr. Aber weder in Byzanz noch im Osmanischen Reich war sie ein Kriterium für ethnische Zugehörigkeit. Diese Verbindung musste erst mit dem Aufbau des griechischen Nationalstaats geschaffen werden.

Wie einst schon von der gelehrten Oberschicht in Byzanz wurde das gesprochene Griechisch bei der Staatsgründung zu Beginn des 19. Jahrhunderts als degeneriert, als „verlottert“ angesehen. Nach Meinung der Elite sprachen nur der „vulgäre Mob und die Frauen“ diese Sprache. Griechische Intellektuelle sahen es als notwendig an, die griechische Sprache im Nationalstaat möglichst weitgehend dem klassischen Griechisch wieder anzupassen und sie vor allem von ihrer „türkischen Patina zu reinigen“. Außerdem sollte der Verwendung dieses vulgären Griechischs in der Kirche Einhalt geboten werden und nur noch das klassische Griechisch in den Messen verwendet werden, damit allen Griechen die Heilige Schrift in der ihr angemessenen Sprache vertraut werden sollte.¹⁹

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit der Gründung der griechischen Nation machten sich griechische Intellektuelle daran, die neoklassizistische Katharevousa als Nationalsprache zu erschaffen (*kathara* bedeutet sauber). Diese bezog sich zwar auf das Alt-Griechisch, nahm aber auch Elemente des gesprochenen Griechischs mit auf und verstand sich insgesamt als „Neu-Griechisch“. Diese wenig vitale und kreativ zu verwendende Sprache galt bis 1976 als offizielle Amtssprache, neben der Volkssprache, der Dimotiki, die weiterhin gesprochen wurde.

Einem weiteren Aspekt der griechischen Nationbildung müssen wir uns noch widmen, nämlich dem, wie eine nationale Einheit zwischen der überwiegend ländlichen Bevölkerung und den wohlhabenden städtischen Eliten, die den Staat vertraten, geschaffen wurde. Dies geschah vor allem dadurch, dass vom Staat bezahlte Beamte und Lehrer aufs Land geschickt wurden. Diese niedrige Beamtenschaft baute nach und nach Strukturen einer staatlichen Verwaltung auf und vermittelte darüber auch Wertvorstellungen und Weltansichten der sich entwickelnden griechischen Nation. Die Lehrer wiederum sorgten für das Erlernen einer neohellenistischen griechischen Kultur, deren Inhalte wesentlich von Historikern und Volkskundlern als Ergebnisse ihrer Folkloreforschung bestimmt waren. Diese nationale Kultur war keineswegs eine Fortführung der antiken Lebenswelt – wie sollte dies nach 2000 Jahren auch

¹⁹ Liakos 2008: 222

möglich sein? – sondern bezog sich auf – so nahm man an – uralte Traditionslinien, die die Folklorismusforschung aus den Sammlungen von Geschichten und Volksliedern konstruierte. Gellner schreibt über diese überall in Europa mit der Gründung von Nationen einhergehende „Erfindung“ von nationalen Kulturen „... als das Bestreben (...), Kultur und Staatswesen deckungsgleich zu machen, einer Kultur ihr eigenes politisches Dach zu verschaffen, und zwar als einziges Dach. (Und für diesen Zweck konnten auch) tote Sprachen ... wiederbelebt werden, Traditionen erfunden, recht fiktive Urzustände restauriert werden.“²⁰

Die Erschaffung einer Nationalkultur fand also auch auf dem Land statt. Neben den alt eingesessenen, auf Dorfniveau wohlhabenden Bauernfamilien, bildete sich eine neue Schicht vom Staat bezahlter Honoratioren, die sich zu einem bürgerlichen Lebensstil hingezogen fühlten. Dieser orientierte sich – wie im übrigen Europa auch - an den Idealen der Antike.²¹ Aber nicht nur im Inneren formierte sich so allmählich eine griechische Nation, sie nahm auch nach außen durch die Folgen des griechisch-türkischen Krieg von 1921/22 – die sogenannte Kleinasiatische Katastrophe – ihre heutigen Grenzen an.

18 27, am Ende der osmanischen Herrschaft über Griechenland, lebte die Mehrheit der Griechen noch außerhalb des Staates, davon etwa zwei Millionen auf dem türkischen Festland. Die ursprüngliche Idee von einer unabhängigen griechischen Nation war die eines Staates, der alle Gebiete umfasste, in denen seit der Antike Griechen lebten und selbstverständlich mit der Hauptstadt Konstantinopel. Eine konkrete Chance, diese „*Megáli Idéa*“ (Große Idee) in die Tat umzusetzen, schien gekommen als 1918/19 das Osmanische Reich sich endgültig auflöste. Die griechische Regierung ließ die Stadt Smyrna/Izmir militärisch besetzen und ihre Truppen von dort aus weiter nach Anatolien vorstoßen, um die „*Megáli Idéa*“ Realität werden zu lassen.

Der Präsident des neu gegründeten türkischen Staats Mustafa Kemal Atatürk stellte sich diesen Vorstößen jedoch entgegen und in der Folge kam es zu militärischen Auseinandersetzungen, die sich zu großer Brutalität der griechischen, armenischen und türkischen Zivilbevölkerung gegenüber ausweiteten und schließlich in der sogenannten „Kleinasiatischen Katastrophe“ endeten: Am 9. September 1922 eroberte Atatürk mit seinen Truppen Smyrna, wobei 40.000 Einwohner umgebracht und die armenischen und griechischen Viertel der Stadt niedergebrannt wurden.

²⁰ Gellner 1995: 60ff

²¹ vgl. Herzfeld 1997

Nach dieser Katastrophe beschlossen 1923 im Vertrag von Lausanne die griechische und türkische Regierung einvernehmlich den Austausch der Bevölkerungen, die nun jeweils im „falschen“ Staat lebten. Die Zwangsumsiedlung betraf ca. 1,25 Millionen Griechen und 500.000 Türken. Als ausschlaggebendes Kriterium der Volkszugehörigkeit wurde die Religion festgelegt (orthodox = griechisch, muslimisch = türkisch). Durch den Zuzug der Griechen aus Kleinasien hatte Griechenland eine Flüchtlingsquote von 25 % der Gesamtbevölkerung zu bewältigen, jeder vierte Grieche war Flüchtling.

Nur relativ wenige dieser Flüchtlinge konnten auf dem Lande untergebracht werden, denn die durch die Umsiedlung türkischer Familien freigewordenen landwirtschaftlichen Flächen reichten in keinster Weise aus um alle griechischen Flüchtlinge zu versorgen. Der größte Teil der Flüchtlinge waren zudem Städter. Es waren Händler und Handwerker und viele von denen, die zunächst auf dem Land untergebracht wurden, übersiedelten später in die Städte. Die, die seit ihrer Ankunft vor allem in Athen, Thessaloniki und anderen Städten geblieben waren, bildeten dort in Ermangelung von Verdienstmöglichkeiten eine Art Subproletariat. Die Flüchtlinge waren oft besser ausgebildet als die Griechen im Kernland. Sie konnten ihre handwerklichen und händlerischen Fähigkeiten und Kenntnisse in Ermangelung einer entsprechenden Infrastruktur aber meist nicht für ihren Lebensunterhalt nutzen. Abgesehen von den wirtschaftlichen und sozialen Problemen, die dieser Austausch der Bevölkerungen verursachte, brachten die Griechen aus der Türkei Traditionen mit, die den Griechen im Kernland nicht fremd waren und ihre romiosinische Weltsicht bestärkten. Als ein Beispiel dafür mag die Entwicklung der Rembetiko-Musik gesehen werden, die heute auch außerhalb Griechenlands bekannt ist und als Ausdruck griechischer nationaler Identität gilt.

Nach der „Kleinasiatischen Katastrophe“ war Griechenland als Nationalstaat sozusagen auf dem Boden der Tatsachen angekommen. Seine Grenzen waren festgelegt, und die griechische Bevölkerung von außerhalb der Grenzen lebte nun im griechischen Kernland – wobei ihre soziale Integration noch viele Jahrzehnte brauchte. Griechenland war als Nationalstaat jetzt offiziell Teil Europas, seiner Politik und der historischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts.

Diese in der gebotenen Kürze dargelegte Entstehungsgeschichte des griechischen Nationalstaats zeigt beispielhaft, wie das heutige Griechenland auf vielfältige Weise in der europäischen Nationengeschichte verwurzelt ist. Und sie deutet daraufhin, dass die Nationen nie so autonom waren wie es in der Ideologie des Nationalismus angelegt war.

Greifen wir zum Schluss noch eine Überlegung auf, die ein wenig Licht auf zukünftige Entwicklungen in Europa werfen könnte. Wie sähe ein Europa aus, in dem die Nationen nicht mehr die dominante Rolle spielen, die sie bisher inne haben? Dazu müssen wir einen Blick auf die „Regionen“ in Europa werfen. Jeder Nationalstaat umfasst unterschiedliche Regionen und viele erstrecken sich über nationale Grenzen hinweg, wie das Elsass zum Beispiel. Stölting weist in seiner Untersuchung zur Bedeutung der Regionen in Europa daraufhin, dass im fortschreitenden Prozess des Zusammenwachsens die Bedeutung der Region zu- und die der Nation abnehmen werden. Das hängt unter anderem auch mit den immer dominanter werdenden Globalisierungsprozessen zusammen. Denn einhergehend damit erfährt die Bedeutung der Beheimatung des Einzelnen im Lokalen angesichts der schnellen und radikalen Veränderungen durch die Globalisierung ein stärkeres Gewicht. „Lokal“ verbindet sich zunehmend mit der Vorstellung von Heimat und Geborgenheit, „global“ mit Unbehaglichkeit und Identitätsverlust.

Regionen haben im Gegensatz zu Nationen keine vermessenen und festgesetzten Grenzen. Sie überlappen sich und sind nicht identisch mit staatlich-administrativen Strukturen. Ihre Kennzeichen sind Dialekte, typische Architektur, Essgewohnheiten und traditionelle Bräuche. Stölting schreibt dazu: „Die Buntheit der vormodernen Zeiten wich der modernen Einfarbigkeit, Eindeutigkeit und Ordnung. Genau diese vormoderne Buntheit wird im Begriff der Region aufgegriffen und gegen die Homogenisierung des Nationalstaats eingesetzt.“²² Wenn einerseits die gerechte Teilhabe an der Ressourcengemeinschaft im Nationalstaat gesichert ist, kann hier in der Region andererseits die emotionale Zugehörigkeit gesichert werden, deren Bedeutung in bezug auf die immer stärker werdende globale „Unbehaglichkeit“ nicht unterschätzt werden sollte. In diesem Zusammenhang könnte die emotionale Zugehörigkeit zu einer Region - d.h. Heimatgefühle - ein Gegengewicht zur nationalen Zugehörigkeit werden.

Wenn in Deutschland beispielsweise Friesen und Bayern einander begegnen, kann eine kulturelle Unterschiedlichkeit durchaus wahrnehmbar werden, besonders wenn sie Dialekt sprechen. Innerhalb des Nationalstaats aber haben wir gelernt diese Unterschiedlichkeit als nicht bedeutsam im Sinne von „fremd“ wahrzunehmen. Sie ruft keine gegenseitige Intoleranz hervor. Friesen und Bayern sind Deutsche, das verbindet. In diesem Sinne könnten wir – so wie wir gelernt haben Deutsche zu sein – auch lernen Europäer zu sein und dabei könnte die emotionale Beheimatung in einer Region, besonders wenn sie sich über zwei Staatsgrenzen erstreckt, helfen die nationale Abgrenzung zu mildern. Auch das Sprachenproblem ist weniger bedeutsam als wir – durch die Aufteilung in Nationalstaaten – gemeinhin annehmen. Überall

²²Stölting 2001: 165

auf der Welt ist Mehrsprachigkeit eher die Regel als die Ausnahme, wofür die Schweiz aber auch Belgien gute Beispiele sind.

Wir haben vorhin gesehen, dass der Entstehungsprozess der einzelnen Nationen mit der Nivellierung kultureller Traditionen und sprachlicher Idiome der unterschiedlichen Regionen eines Staatsgebiets einherging. Außerdem ist der heutige Nationalcharakter der Deutschen, der Griechen, der Franzosen usw. erst im Nationalstaat entwickelt worden und keineswegs „seit alter Zeit naturgegeben“ vorhanden. Die nationale Identität ist im Prinzip also veränderbar und das heißt wir können lernen uns zu allererst als Europäer zu empfinden und erst danach als Deutsche oder Bayern. Weiter habe ich gezeigt, dass die jeweilige Zugehörigkeit von Menschen zu einem bestimmten Staat und ihre Teilhabe an seinen vorhandenen Ressourcen, Intoleranz Menschen gegenüber bewirkt, die nicht als Bürgerinnen oder Bürger dieses Staats ausgewiesen sind. Mittlerweile aber erleben wir, dass nicht nur die Nationalstaaten eine Ressourcengemeinschaft bilden, sondern die Europäische Gemeinschaft ebenfalls zu einer Ressourcengemeinschaft der Mitgliedsstaaten geworden ist. Im Zusammenhang mit der weltweiten Finanzkrise stellte sich heraus, dass die südeuropäischen Länder dieser Krise weitaus weniger gewachsen waren als die nordeuropäischen Länder. Es wäre denkbar, dass es innerhalb Europas zwischen wohlhabenden und ärmeren Staaten eine Art Länderfinanzausgleich geben könnte, wie dies in Deutschland unter den Bundesländern gehandhabt wird. Denn die „Schuld“ an ökonomischer Schwäche oder der Verdienst an ökonomischem Erfolg ist ja keineswegs allein dem Verdienst oder Versagen der aktuell lebenden Generation zuzuschreiben, sondern basiert auf Gegebenheiten, in die wir hineingeboren werden. Moralische Vorhaltungen sind hier also fehl am Platze.

Dieses Konzept der Region könnte eine Perspektive sein das kulturelle Konstrukt „Europäische Gemeinschaft“ neu zu denken. Es könnte zur Weiterentwicklung des europäischen Gedankens und zur allmählichen Überwindung der nationalen Konstruktion von „eigen“ und „fremd“ und der ihr innewohnenden Intoleranz beitragen. Ziel wäre es die Absolutheit der nationalen Grenzen innerhalb Europas zu überwinden, das Gemeinsame stärker wahrzunehmen als das Unterschiedliche, das in seiner Vielfalt die Regionen Europas durchaus auch prägt und weiterhin prägen soll. Das aktuelle Problem der Gemeinschaftswährung Euro ist aus dieser Sicht ein untergeordnetes Problem, das zu lösen Aufgabe der europäischen Ökonomen ist.

LITERATUR

- Rapp, Claudia** (2008): Hellenic Identity, Romanitas, and Christianity in Byzantium. In: Katerina Zacharia (Hg.)(2008): Hellenisms. Culture, Identity, and Ethnicity. From Antiquity to Modernity. Aldershot: Ashgate. S. 127–147
- Liakos, Antonis** (2008): Hellenism and the Making of Modern Greece: Time, Language, Space. In: Katerina Zacharia (Hg.)(2008): Hellenisms. Culture, Identity, and Ethnicity. From Antiquity to Modernity. Aldershot: Ashgate. S.201–236
- Herzfeld, Michael** (1986): Ours Once More. Folklore, ideology, and the making of Modern Greece. New York: Pella
- 1997: Portrait of a Greek Imagination: An Ethnographic Biography of Andreas Nenedakis. Chicago: The University of Chicago Press
- Anderson, Benedict** (1993): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt/M: Campus
- Gellner, Ernest** (1995): Nationalismus und Moderne. Hamburg: Rotbuch
- Hobsbawm, Eric J.** (1991): Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt/M: Campus-Verlag, ,
- Livanios, Dimitris** (2008): Religion, Nationalism, and Collective Identities. In: Katerina Zacharia (Hg.)(2008): Hellenisms. Culture, Identity, and Ethnicity. From Antiquity to Modernity. Aldershot: Ashgate. S. 237–269
- Stöltzing, Erhard** (2001): Die soziale Definition historischer Räume und die europäischen Unterschiede. In: Holtmann, Dieter; Peter Riemer (Hg.)(2001): Europa: Einheit und Vielfalt. Eine Interdisziplinäre Betrachtung. Münster: LIT. S. 153–169 (Prof. Allgemeine Soziologie)
- Heller, Wilfried** (2001): Grenzen in Europa. Betrachtungen und Konstruktionen in der Forschung. In: Holtmann, Dieter; Peter Riemer (Hg.)(2001): Europa: Einheit und Vielfalt. Eine Interdisziplinäre Betrachtung. Münster: LIT. S. 171–212(Prof. Sozial- und Kulturgeographie)
- Langewiesche, Dieter** (2008): Reich, Nation, Föderation. Deutschland und Europa. München: C. H. Beck (Historiker, Tübingen)